

Das Leben eine Tragödie?

Autor(en): **Achterberg, Margarete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **50 (1967)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Diese Ueberzeugung Benedettis halten wir für irrig; wir stellen ihr von uns aus folgende Argumente entgegen:

1. Es mag zutreffen, dass die Naturwissenschaft auf ihrer neuen, ontologisch bereinigten Basis auf alle Angriffe gegen den Christenglauben hin verzichtet und Friede halten will. Wie aber, wenn dieses Friedensangebot vom Christenglauben nicht honoriert wird? Wenn der Christenglaube aus seinem Absolutheitsglauben heraus die wissenschaftlich bestlegitimierten naturwissenschaftlichen Aussagen als unwahr, als gefährliche Ketzerei und als Gotteslästerung bekämpft? Zum Friedenhalten braucht es immer mindestens zwei Partner, die wirklich den Frieden wollen.

2. Die Seinslehre ist überhaupt kein Ruhekitzchen, auch nicht innerhalb der Philosophie. Innerhalb der Seinslehre treten dem suchenden Menschen mindestens drei allumfassende Möglichkeiten entgegen, die sich alle gegenseitig ausschließen. Es sind das

a) die Lehre vom idealen Sein, von der philosophischen Transzendenz im platonisch-kantischen Sinne;

b) die Lehre vom Sein der Gotteswelt, vom himmlischen Jenseits im Sinne der christlichen Dogmatik;

c) die Lehre vom real-kosmischen Sein, das alles umfasst und das auch den Menschen mitsamt dessen Seele und Geist und mitsamt seinen vielen Religionen aus sich heraus geschaffen hat und fortwährend immer neu schafft.

Zu einer von diesen drei Seinsmöglichkeiten muss sich der suchende Mensch entscheiden; entscheidet er sich zur dritten Möglichkeit, so können ihm die Auseinandersetzungen mit den beiden

anderen Seinsansprüchen unter keinen Umständen abgenommen werden.

3. Wie die gesamte Wissenschaft, so hat sich vor allem die Naturwissenschaft von vorneherein auf die realistische Seinslehre festgelegt. Sie setzt selbstverständlich das reale Sein dessen, was sie untersucht, voraus, sonst wäre sie als Forschung sinnlos. Sie ist aber ihrer Sache erst dann sicher, wenn sie die Ansprüche des idealistischen und christlichen Seins vorher überprüft und zurückgewiesen hat. Jetzt erst kann sie sich darauf verlassen, dass sie die Auseinandersetzung mit der Christenlehre in keiner Weise zu scheuen hat.

4. Mit alledem ist die so aufs beste fundierte Naturwissenschaft selbstverständlich nicht selbst Philosophie oder gar Weltanschauung geworden. Da hat Benedetti recht. Aber sie steht nun auf einem philosophisch-ontisch bereinigten Boden und kann so den anderen Seinsansprüchen mit viel mehr Sicherheit und Autorität entgentreten als bisher. Fundierung und Klärung in der Seinsfrage sind durchaus kein Ruhekitzchen, auf dem sich alle Diskussion zur friedfertigen Co-Existenz, zum Schlummer also, niederlegt. Im Gegenteil, eine Naturwissenschaft, die sich auf einem derart gesicherten Boden aufbaut, kann den Kampf gegen den christlichen Widerstand viel zielicherer, viel nachhaltiger führen als bisher.

Das ist es, was wir Professor Benedetti entgegenhalten müssen; doch sind wir ihm dankbar dafür, dass er mit seinem Vortrag unsere Auffassung und unsere eigene Kritik provoziert hat.

Omikron

Du musst über einen Menschen nichts Böses sagen. Du kannst es ihm antun – das nimmt er nicht so übel. Aber sage es ihm nicht. Er ist in erster Linie eitel, und dann erst schmerzempfindlich.

Kurt Tucholsky

bloss noch anzusehen. In der stilisierten Darstellung dagegen bliebe vieles offen, dem wir selbst noch nachzuspüren hätten.

Und ebenso ist es mit dem Aphorismus, in dem oft eine ganze Weltanschauung verborgen sein kann. Wenn wir uns von dem Wort von La Bruyère angesprochen fühlen, dann setzen wir uns, vielleicht sogar bei unseren eigenen Gesinnungsfreunden, wieder einmal dem Vorwurf aus, den wir schon so oft haben hören müssen:

Wir freidenkenden Menschen seien kalt, gefühllos, herzlos und von unerträglicher Nüchternheit.

Diese Eigenschaften sind aber keineswegs das Kriterium des Freidenkers. Diese Eigenschaften zeigen auch Menschen anderer Weltanschauung. Sie sind offenbar absolut nicht davon abhängig, ob und was einer glaubt oder nicht glaubt.

Sie werden uns freidenkenden Menschen eben nur deshalb zugeschrieben, weil wir keinen Sinn für jene falsche Romantik, jene rosarote Gefühlsduselei haben, mit denen manche Leute konsequent an ihrem Leben vorbeileben, anstatt sich mit ihm auseinanderzusetzen. Sie sehen die Welt nicht so, wie sie wirklich ist, sondern so, wie sie hinter der schillernden Maske ihrer Illusion zu sein scheint. Für diese Maske haben wir freilich nichts übrig, und es mag sein, dass der, der ohne sie nicht leben kann, uns nicht versteht und uns der Nüchternheit zeiht. Dabei sehen wir die Dinge viel klarer ohne das irritierende Beiwerk, das ihnen ihre Maske der Selbsttäuschung vorgaukelt.

Wir sind nicht anders als andere Menschen auch. Auch uns schlägt ein Herz in der Brust, auch unser Blut fiesst warm und rot, und auch wir haben Augenblicke, in denen wir nicht philosophieren möchten!

Uns fehlt gar nichts von dem, was nach Ansicht vieler Leute einen richtigen Menschen ausmacht. Wir haben im Gegenteil noch etwas dazu, was nach **unserer** Ansicht einen richtigen Menschen ausmacht, nämlich den festen Willen, unseren Verstand zu ge-

Das Leben eine Tragödie ?

Ansprache an der Morgenfeier in Schwenningen am Neckar am 25. September 1966.

Liebe Freunde, diese Ueberschrift ist eine Frage, nicht etwa eine Feststellung. Eine Frage, die, dass ich es nur gleich sage, von mir verneint werden wird.

La Bruyère sagte einmal:

«Das Leben ist eine Tragödie für die, die fühlen, und eine Komödie für die, die denken.»

Nun, wie bei allen solchen Kurzsprüchen mutet diese Feststellung

vielleicht ein wenig hart an, und man kann schon darüber diskutieren, wie La Bruyère das wohl gemeint hat. Ein solcher Spruch ist ja keine philosophische Abhandlung. Wenn man ein Gleichnis aus der Malerei borgen will, so würde der Aphorismus, dieser Kurzspruch, der stilisierten Darstellung eines Themas entsprechen, und die philosophische Abhandlung darüber wäre dann das liebevoll ausgestaltete Genre-Bildchen eines Spitzweg. In dem Spitzweg-Bild wäre dann schon alles drin, was zu dem Thema interessiert, und wir brauchten es

Man muss sich dazu entschliessen: lieber ein paar Gemeinplätze, ein paar Dummheiten von sich geben als zugeknöpft bleiben. Das nimmt auch den anderen die Hemmungen.
André Gide

brauchen, auch dann, wenn er zum Nachteil unseres Gefühls sprechen sollte.

Mit anderen Worten: Wir sind nicht kalt und gefühllos, wir versuchen nur, uns zu beherrschen. Wir sind nicht herzlos, aber wir halten unser Herz fest, wir sind nicht nüchtern, aber wir überbewerten die Stimmungen nicht, denen die meisten Menschen, und auch wir, unterworfen sind.

Dafür sind wir jeden Tag bereit, etwas zuzulernen, etwas von dem wirklichen Wissen, das die Menschheit sich erarbeitet hat, uns anzueignen.

Wir haben gelernt, in grossen Dimensionen zu denken. Wir wissen, dass unsere Erde nur ein winziger Himmelskörper in einem kleinen Sonnensystem ist, und dass in ungeheuren Räumen noch viel grössere Sterne und Sonnen ihre Bahnen ziehen. Wir wissen, dass es ein Zufall ist, dass gerade auf unserem Stern sich Leben entwickeln konnte. Und wir wissen, dass ein weiter Weg von jenem affenartigen Säugetier bis zum homo sapiens geführt hat, ein weiter Weg, für den jedoch die Uhr der Erdgeschichte nur eine Minute brauchte, die letzte Minute ihrer zwölften Stunde.

So kurz, so jung ist das bisschen Leben auf unserer Erde! Das Leben des einzelnen Menschen, unser Leben, könnte von einer solchen Uhr überhaupt nicht registriert werden. Es wäre weniger als ein Atemholen zwischen zwei Schlägen.

Wen käme nicht angesichts solcher Massstäbe ein Schwindel an? Wer suchte nicht nach einem Halt, einem sicheren Platz für seine Füsse, einem ermutigenden Wort, einem Trost für sein ängstliches Herz?

Für die meisten Menschen hört da das Denken auf. Bis zu diesem Punkt haben sie sich überzeugen lassen von dem, was bewiesen werden kann. Aber sie sind nicht imstande, diese Erkenntnis nun in Beziehung zu bringen zu ihrer eigenen Person. Sie weigern sich einfach, ihr eigenes Ich, mit dem sie inniger verbunden sind als mit irgend etwas anderem ausserhalb ihrer selbst, in diesen ungeheuren Räumen untergehen zu lassen. Für sie ist die

Welt in ihren eigenen, persönlichen Empfindungen beschlossen, sie können sich einfach nicht vorstellen, dass es unwichtig sei, was in ihnen vorgeht, dass das, was sie ihr Leben, ihr Schicksal nennen, überhaupt keine Bedeutung haben soll. Sie hören die Botschaft über die Beschaffenheit der Welt, des Universums, sie nehmen die grossen Massstäbe staunend zur Kenntnis, aber ihnen fehlt die Bereitschaft, logisch zu Ende zu denken. Sie rufen lieber ihre Phantasie zu Hilfe, die ihnen schöne Träume vorgaukelt. Träume, die letzten Endes darauf hinauslaufen, dass das eigene Ich und das Universum eigentlich identisch und also von gleich grosser Wichtigkeit seien.

Mit Denken hat das nichts mehr zu tun, das sind Spekulationen, Illusionen, Wunschträume, die, vom Menschen nicht als solche erkannt, ihn vom Denken abhalten. Er kommt nicht mehr dazu, noch eine Ecke weiter zu denken. Er hat bis dahin brav mitgedacht, aber in dem Augenblick, wo er Schlüsse in bezug auf seinen eigenen Platz im Universum ziehen müsste, hört es auf. Ebenso, wie er sich nur sehr schwer zu der Einsicht durchringen kann, dass er keine unsterbliche Seele hat, ebenso wehrt er sich gegen die Vorstellung, dass er auch während seines Lebens objektiv nicht die Wichtigkeit haben könnte, die er in seinen eigenen Augen hat. Es ist ja wohl auch fast zu schwer für einen Menschen, sich selbst gegenüber objektiv zu sein, denn wo man liebt, sieht man nicht klar, und wen liebt man mehr als sich selbst? Und so ist es die Angst um sich selbst, die die meisten Menschen sich so verloren vorkommen lässt in der Welt.

Sie sind wie einer, der sich bei einer Bergbesteigung ein wenig weit vorgewagt hat und nun vor seinem eigenen Mut erschrickt. Zum Glück ist da ein Seil, an dem er sich halten kann, und ein Mann, der ihn heisst, sich ihm anzuvertrauen, damit er ihn sicher wieder dorthin bringe, wo ihm keine Gefahr mehr drohe. Er macht die Augen zu und lässt sich führen, und so merkt er nicht, dass er um den Gipfel des Berges herum dorthin geleitet wird, wo auf einer breiten grünen Matte das Kreuz steht, vor dem die Menschen auf den Knien liegen und beten.

Wir aber denken weiter. Wir haben auch Angst — nur Kinder und Dumm-

köpfe haben keine —, aber wir haben auch Mut, und wir haben Vertrauen zu uns selbst, und wir haben diesen unbezähmbaren Drang in uns, zu wissen, zu erkennen; zu erfahren, woran wir sind, ganz gleich, ob es gut oder schlecht für uns persönlich endet. Und so überlassen wir uns nicht dem Mann, der uns führen will, sondern fassen uns ein Herz und tun einen Schritt um jenen Vorsprung herum, der so aussieht, als ginge es hinter ihm nicht mehr weiter. Und siehe da, ein gangbarer Weg führt von da hinauf zum Gipfel des Berges!

Wir folgen ihm, und wir sehen hoch über uns die blaue Unendlichkeit, um uns die mächtigen Berggipfel, Zeugnisse längst vergangener Urzeiten, und weit unter uns jene Weggefährten, die noch immer des Vaters Hand und der Mutter Schürzenzipfel krampfhaft umfasst halten und mit niedergeschlagenen Augen dem Drang der Erkenntnis wehren, der auch in ihnen lebt. Gelegentlich erhebt einer die Augen, sieht uns auf unserem Berg, und der Wunsch, seine Gedanken zu Ende zu denken, wird übermächtig in ihm. Er wendet jenen den Rücken und sucht die Stelle, wo unsere Wege sich getrennt hatten. Niemand führt ihn, niemand führt uns. Selbst, aus eigenem Willen heraus, müssen wir unseren Weg finden, im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass es keinen Halt und keine Hilfe für uns gibt.

Wer sich unsere Gedankengänge zu eigen gemacht hat, der ist weit davon entfernt, das Leben als eine Tragödie anzusehen, denn er besitzt eine gewisse geistige Ueberlegenheit, die ihm gestattet, auch sich selbst so zu sehen, wie er die andern sieht. Mit Verständnis zwar, und vielleicht auch mit Mitleid, aber nicht mit jener Art von jammernder Selbstbemitleidung, die einzig aus dem unkontrollierten Gefühl entspringt.

Das Denken führt zu den anderen hin, zu der Umwelt. Es zeigt Zusammenhänge und vermittelt Erkenntnisse. Das Gefühl geht von der eigenen Person aus und führt wieder zu ihr zurück. Es bezieht die Umwelt nur scheinhaft mit ein. Die Kamera ist scharf auf die Person im Vordergrund

Ein Unterschied: Nicht das Genie ist hundert Jahre seiner Zeit voraus, sondern der Durchschnittsmensch ist um hundert Jahre hinter ihr zurück.
Robert Musil

Kein Geld ist vorteilhafter angewandt als das, um welches wir uns haben prellen lassen; denn wir haben dafür unmittelbar Klugheit eingehandelt.

Arthur Schopenhauer

eingestellt, und alles andere bleibt ausser Betracht. Das Denken kann man mitteilen, das Gefühl nicht. Ein Gefühl kann man nicht in Worte kleiden, nicht wägen, nicht vergleichen, nicht erklären. Es lebt allein in der Brust dessen, der es empfindet. Es gehört ihm allein.

Ich sage nicht, dass wir freidenkenden Menschen nicht auch eines Gefühls, welcher Art auch immer, fähig wären. Wir sind es, wie ich schon eingangs sagte, durchaus. Aber wir wissen, welcher Platz ihm zukommt, wir stehen gewissermassen ausser uns selbst und freuen uns an diesem Gefühl oder wehren ihm.

Wie Zuschauer in einer Komödie beobachten wir das Leben um uns herum, und wir sind ehrlich genug, zuzugeben, dass unser eigenes Leben den gleichen Massstäben unterliegt wie das der anderen, dass wir für uns gar nichts Besonderes in Anspruch nehmen können. Nur: Wir sehen es eben, wir denken darüber nach, wir sehen die Zusammenhänge, und einzig das ist der Unterschied, den wir gerechterweise zwischen uns und den anderen machen können und machen dürfen.

Das ist aber auch der Unterschied, der zwischen einer Tragödie und einer Komödie auf dem Theater besteht. Die Tragödie wird bestimmt von grossen, leidenschaftlichen Gefühlen, in die sich die Figuren blind verstricken. Jeder sieht nur sich, und auch im anderen, im Partner, im Gegenspieler, sieht er nur den Spiegel seiner selbst. Der Dichter schlingt aus all diesen herrlichen, törichten Leidenschaften den Knoten der Tragödie, der, gleich dem Gordischen Knoten, den Alexander der Grosse einst mit einem Schwerthieb zerschnitt, nur durch einen starken dramatischen Effekt gelöst werden kann. Mit vernünftigen Ueberlegungen darf man als Zuschauer einer Tragödie nicht nahekommen. Sie lebt aus dem Glanz ihrer Illusion, und der hält vernünftigen Ueberlegungen nicht stand. Vernünftige Ueberlegungen sind selten eines Dichters Sache, und das Theater gar lebt von

den Illusionen, auch dort, wo es der Einsicht, der vernünftigen Ueberlegung, der Selbstironie mehr Platz lässt – in der Komödie.

Auch hier werden Knoten geschürzt, aber mit leichter Hand. Nichts wird schwer genommen. Die Figuren haben alle mehr oder weniger die Fähigkeit, Unannehmlichkeiten, die ihnen widerfahren, gewissermassen ausserhalb ihrer selbst zu betrachten und ihnen mit Ueberlegenheit oder Ergebenheit, jedenfalls aber nicht mit Selbstmitleid, zu begegnen. Und am Ende werden die leichtgeschürzten Knoten ebenso leicht wieder gelöst. Es gibt keine dramatischen Endlösungen, nur Selbsterkenntnis und eine lächelnde Anerkennung der menschlichen Gegebenheiten: C'est la vie – so ist das Leben. Man muss es wissen, und man darf nicht traurig sein darüber, denn man kann mit dem Kopf eben nicht durch die Wand!

Es ist eigentlich keine Frage der Vernunft, sondern eine Frage der Reife oder Unreife. Die Tragödie setzt die Unreife voraus, das Nichtfertigwerden mit den Tatsachen. Der tragische Schluss, der Tragödie eigen, beruht auf der mangelnden Fähigkeit der Charaktere, mit Geduld und Ueberlegenheit eine vernünftige Lösung zu suchen. Letztlich zeigen die Helden aller Tragödien Unsicherheit, Verkrampfungen und Komplexe, die aus ihrer inneren Unreife resultieren. Man kann also wirklich sagen, die Tragödie zeige den Menschen in einer früheren Stufe seiner Entwicklung, während die Komödie einen höheren Reifegrad darstellt. Sie geht von den Menschen aus, die überlegen und selbstkritisch sind und reif genug, um zu wissen, dass Gewaltlösungen für denkende und fühlende Menschen unwürdige Lösungen sind, und dass es auch andere, bessere Möglichkeiten zur Vermeidung oder Lösung von Konflikten des Zusammenlebens in der menschlichen Gesellschaft gibt.

Wer nur fühlt und nicht die wohlthätige Quelle klaren, überlegenen Nachdenkens in sich erschliesst, für den ist das Leben, nicht nur das seine, sondern das Leben überhaupt, eine heisse Qual, eine schlimme Sache. Er wird von seinen Impulsen, seinen Gefühlen und seinen Stimmungen beherrscht und lebt nur aus ihnen und für sie. Sie tragen ihn auf höchste Höhen und stürzen ihn in höllische

Tiefen. Er hat gar keine Zeit zur Besinnung, und er hat auch kein Organ dazu. Das heisst, er hätte es schon, aber er benutzt es nicht, er will es auch gar nicht benutzen. Er vermisst womöglich gar nichts. Er lebt in dieser Welt des leidenschaftlichen Entweder-Oder, der spontanen, extremen Gefühlsbewegungen. Ihm stellt sich das Leben wahrlich als eine Tragödie dar, und er steht nicht an, sich als den Helden des Stückes zu bemitleiden und zu bewundern.

Wer aber denken gelernt hat, der sieht tiefer, der verliert sich nicht an seine Gefühle. Er weiss, dass das Leben immer weitergeht – im Gegensatz zu dem Drama auf der Bühne, wo nach der gewaltsamen Lösung der Verstrickung der Vorhang fällt! Eine Spur von Selbstironie, die mit der Selbsterkenntnis einhergeht, verhindert ihn daran, sich irgendwie als Helden zu fühlen. Ihm stellt sich das Leben wirklich als eine Art von Komödie dar, der Vernunft gerade noch zugänglich, der Beobachtung und des Mitspielens wert – ein Spiegel, der nichts verbirgt, aber auch nichts verzerrt und nichts beschönigt.

Wir wollen mit dieser Betrachtung nichts bagatellisieren. Wir alle haben wohl auf mancherlei Weise erfahren, wieviel Leid und Not es auf der Welt gibt. Zu allen Zeiten, solange Menschen auf der Erde leben, hat es für sie mehr Kummer und Bedrängnis als Freude und Glück gegeben. Schon ganz am Anfang, so lehrt die Menschheitsgeschichte, waren es nicht nur die Naturgewalten, die die Menschen vor zunächst unlösbar scheinende Schwierigkeiten stellten, nicht nur Katastrophen und andere äussere Einflüsse, mit denen sie sich auseinandersetzen hatten. Nein, das bitterste Leid fügten sie sich gegenseitig zu durch Hass und Neid, durch Sturheit und Unvernunft. Die lateinische Bezeichnung, die die Forschung dem Lebewesen Mensch gegeben hat, lautet homo sapiens: Der weise Mensch. Sie schien wohl zu keiner Zeit richtig zu ihm zu passen. Zu viele Charakterzüge verhinderten den Menschen, weise zu sein. Viel eher denkt man in diesem Zusammenhang an das andere lateinische Wort über den Menschen: homo homini lupus: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Aber neben all dem, was die Menschen immer wieder dazu bringt, sich

gegenseitig zu verwunden und zu verletzen und das schwere Los, das allem Lebendigen auf der Erde beschieden ist, sich gegenseitig noch schwerer zu machen, neben dem gelben Neid und dem schwarzen Hass, die schon so viel Elend verschuldet haben, gibt es auch die Güte, das Mitleid und die Liebe in der Welt. Auch diese Charakterzüge gehören zum Bilde des Menschen. Auch die Brüderlichkeit wohnt in seiner Brust, ganz nahe bei der Missgunst. Die Natur des Menschen umfasst alle diese und noch viele andere Regungen und Triebe. Und alles, was ich sage, ist, dass wir uns weigern müssen, aus dem Gefühl, aus all diesen mannigfaltigen Gefühlen heraus zu leben und zu handeln. Denn der Natur des Menschen wohnt auch die Fähigkeit inne, zu überlegen, ehe man handelt. Die nüchterne Erkenntnis der Umwelt und der eigenen Persönlichkeit muss uns davor bewahren, unsere Gefühle und unser ganzes Leben zu überschätzen und uns selbst allzu wichtig zu nehmen.

Auch wenn uns selbst Schlimmes widerfährt, wenn wir Krankheit und Tod, Kummer und Leid um uns herum erleben müssen, wollen wir versuchen, uns selbst und unserer Weltanschauung treu zu bleiben. Wir wollen uns nicht in unserem Schmerz verlieren, wollen die Enttäuschung nicht Herr über uns werden lassen, wollen uns nicht selbst bemitleiden. Aus dem festen Willen heraus, dieses Leben zu meistern, weigern wir uns, von einer Tragödie zu sprechen, auch dort, wo Bitterkeit oder Traurigkeit uns dazu verleiten wollen. Wer die Uebersicht nicht verlieren will, darf nicht in Selbstmitleid zerfliessen. Nur allzu leicht verschieben sich die Proportionen, wenn der Blick durch Tränen getrübt ist.

Für den einen ist das Leben also eine Tragödie, für den anderen eine Komödie, meint La Bruyère. Und uns gefällt dieser Ausspruch. Wir glauben, dass die Einstellung zum Leben, die aus ihm spricht, der unseren verwandt ist. Wir hören eine Sympathie heraus für «den, der denkt», und das freut uns.

Wer freilich etwas gegen das Denken hat, wird von dem Ausspruch schockiert sein, denn er trifft ihn an der empfindlichsten Stelle. Es ist ihm selbst zwar nicht bewusst, dass er diese empfindliche Stelle hat, aber wenn sie berührt wird, wie hier, dann reagiert er

äusserst betroffen. Seine Einstellung verbietet ihm natürlich, über die Sache nachzudenken, und rasch wird er das Urteil bei der Hand haben, wer so leichtfertig über das Leben und die Menschen spöttele, der könne von einem ernstesten Menschen entweder nicht ernst genommen werden oder müsse Empörung und Verachtung ernten. Denn natürlich hält er sich selbst für einen ernstesten Menschen. Je unreifer einer ist, desto ernster nimmt er sich selbst und die Dinge seines Lebens. Ein Kriterium der Reife aber ist es, sich selbst objektiv betrachten zu können und mit lächelnder Ueberlegenheit allen Personen einschliesslich der eigenen und allen Geschehnissen den ihnen zukommenden Platz zuzuweisen. La Bruyère, der, ein französischer Denker, vor 300 Jahren (1645–1696) gelebt und seine Zeitgenossen scharf beobachtet und kritisiert hat, war einer der ersten Moralisten, die typisch sind für den französischen Esprit. Man kann sie als die Vorläufer unserer heutigen modernen wissenschaftlichen Psychologen betrachten, denn sie erforschten kritisch und skeptisch die menschlichen Neigungen, Sitten und Charaktere und schrieben Essays und Aphorismen über ihre Beobachtungen, die, wie wir gesehen haben, auch heute noch gültig sind. Und wie La Bruyère zu seiner Zeit sicherlich nur einen bestimmten Kreis von Leuten ansprechen konnte, die bereit waren, seinen Gedankengängen zu folgen, so wendet

sich sein Aphorismus, der uns über den grossen Zeitraum von 300 Jahren hinweg so frisch und jung in den Ohren klingt, auch heute nur an die, die die Kinderschuhe ausgetreten und die Reife von erwachsenen Menschen erlangt haben.

Und so beantworte ich die Frage, die ich in der Ueberschrift gestellt habe: Das Leben ist weder eine Tragödie, noch eine Komödie. Es ist das, als was wir es sehen. Und das wiederum kommt auf unsere Augen an, auf unsere Anschauung von den Dingen, auf unsere Weltanschauung. Wir sind es, die die Dinge zu dem machen, was sie für uns sind. Wir legen unsere Gedanken in das Leben hinein und geben ihm dadurch den Sinn, den wir ihm gemäss unserer Erziehung, unserer Bildung, unseren Anlagen geben müssen. Das Leben an sich hat keinen Sinn, das wissen wir freidenkenden Menschen. Es kommt auf uns an, was wir daraus machen.

Es ist absolut nicht notwendig, dass wir eine Komödie daraus machen, aber es wäre absolut falsch, wenn wir es als eine Tragödie sähen. Das würde nur beweisen, dass wir auf unserem Weg des freien selbständigen Denkens noch nicht genug vorangekommen sind, dass uns noch viele Stunden der Besinnung und der Ueberlegung von jenem Berggipfel trennen, der uns die Welt und uns selbst erkennen lässt, wie wir wirklich sind.

Margarete Achterberg

Dürrenmatts «Wiedertäufer»

Friedrich Dürrenmatt hat sein Erstlingswerk «Es steht geschrieben» umgearbeitet und ein fast ganz neues Stück daraus gemacht, das jetzt im Zürcher Schauspielhaus in einer glanzvollen Wiedergabe angelaufen ist. Wir empfehlen ausdrücklich den Besuch einer Vorstellung allen unseren Freunden und Lesern, ein überaus anregender Abend mit vielen Denkanstössen wird ihnen gewiss sein. Der Titel der neuen Fassung lautet kurz und sachlich «Die Wiedertäufer», handelte doch schon die Erstfassung von der tragisch-wirren Wiedertäufer-Episode in der Zeit der Reformation, als Knipperdolling und Jan Bockelson 1534 die westfälische Bischofsstadt Münster der Wiedertäuferlehre gewannen und dort das «Königreich des neuen

Jerusalem» errichteten. Ueberwog aber in der ersten Fassung die bitter-sarkastische Auseinandersetzung mit den offiziellen und sektiererischen kirchlichen Ideologien, so hat Dürrenmatt das Werk jetzt mehr in Richtung Komödie orientiert und dementsprechend angereichert. Jan Bockelson wird als verkrachter Schauspieler gezeigt, den der Bischof nicht in seine Theatergruppe aufnehmen wollte und der nun sein Schauspielertalent in Religion und Politik betätigt und damit unsägliches Unheil anrichtet. Unwillkürlich denkt man an einen nicht zur Akademie zugelassenen Anstreicher, der dann sein gekränktes Pseudokünstlertum auch in der Politik ausübte, bis sich die Leichen zu Bergen häuften. Der von Jan Bockelson ver-